

Ein langer Weg

Vor etwa zweitausend Jahren brachen erste Turkstämme aus Zentralasien in Richtung Süden und Westen auf. Heute pocht die Türkei an die Tore der Europäischen Union. Die Geschichte einer großen Kulturnation auf ihrer mühsamen Wanderung nach Westen

Von Hakan Baykal





Das Jahr 2008 begann mit einem Paukenschlag: Bei minutiös geplanten Razzien in Istanbul verhafteten die Behörden über 30 Personen. Sie alle sind dringend verdächtig, hinter der Ermordung des armenischen Istanbul Journalisten Hrant Dink 2007 zu stehen. Außerdem sollen sie auch die Morde an drei christlichen Missionaren im selben Jahr und das tödliche Messerattentat eines erst 16-Jährigen auf den katholischen Priester Andrea Santoro in der Schwarzmeerstadt Trabzon im Jahr zuvor in Auftrag gegeben haben. Weitere Anschläge waren angedacht: etwa auf den Literaturnobelpreisträger Orhan Pamuk, auf mehrere kurdische Politiker oder missliebige Journalisten. Allein diese Vorwürfe waren beunruhigend genug. Bestürzt reagierten viele Türken jedoch auf den Umstand, dass sich offenbar auch Personen des öffentlichen Lebens führend an der Verschwörung beteiligten – unter anderem ein pensionierter Brigadegeneral. Mittlerweile ist die Akte bei der Staatsanwaltschaft auf 2500 Seiten angewachsen, rund 60 Personen werden verdächtigt, bei der Verschwörung mitgewirkt zu haben – mit jedem Tag, der vergeht, wird die Sache undurchsichtiger. Der Name ihrer Organisation, »Ergenekon«, weist weit zurück in die türkische Mythologie, in ein zentralasiatisches Tal, das der Legende nach einst die Heimat der Urtürken gewesen sein soll (siehe Kasten S. 20).

Wie die meisten Völker auf Erden taucht auch das türkische eines Tages wie aus dem Nichts auf.

Daher können die Wissenschaftler über seine Herkunft nur spekulieren. Manches deutet darauf hin, dass die Prototürken, also die Vorfahren aller Turkvölker, vor Jahrtausenden im westsibirischen Tiefland zwischen Ural und Altaigebirge als Jäger und Sammler umherstreiften. Klimatische Bedingungen zwangen einen Teil von ihnen, im Lauf der Zeit nach Süden auszuweichen. Tatsächlich auf die Bühne der Geschichte treten die Türken erst zwischen dem 5. und 3. Jahrhundert v. Chr. an der Nordgrenze Chinas – nun im Verbund mit wahrscheinlich mongolischen Reiternomaden. Doch auch in diesem Fall müssen sich die Forscher oft mit Vermutungen begnügen, denn eigene Aufzeichnungen der türkischen Völker gibt es aus dieser Zeit nicht – noch kannten die Stämme keine Schrift.

EINE MAUER GEGEN DIE BARBAREN

Chinesische Chroniken geben Aufschluss. Diesen entnehmen die Wissenschaftler, dass sich etwa um 300 v. Chr. die Xiongnu, ein Zusammenschluss von nomadischen Steppenkriegern, zum gefährlichsten Rivalen Chinas entwickelten. Zum Schutz vor diesen »Barbaren« im Norden ließ der erste chinesische Kaiser Qin Shihuangdi (um 259 – 210 v. Chr.) fast 5000 Kilometer lange Erdwälle errichten – den Grundstock der Großen Mauer (siehe epoc 1/2008, S. 32). Obschon die Sprache des Verbands unbekannt ist, gehen Historiker davon aus, dass sich in

Istanbul war die Hauptstadt zweier vergangener Reiche, bis der Regierungssitz in den 1920er Jahren nach Ankara verlegt wurde – als äußeres Zeichen für den Bruch mit der Vergangenheit. (»Blick auf Konstantinopel«, Fotografie aus dem Jahr 1895)



Cosmopolis Istanbul

»Ich lebe an einem Ort, der dem Turm von Babel gleicht«, berichtete 1718 Lady Montagu, die Gattin des britischen Botschafters in Istanbul (1689–1762), ihrem Vertrauten, dem Schriftsteller Alexander Pope (1688–1744), nach London. »In Pera spricht man türkisch, griechisch, hebräisch, armenisch, arabisch, persisch, russisch, slowenisch, walachisch, deutsch, holländisch, französisch, englisch, italienisch, ungarisch, und was noch schlimmer ist, zehn dieser Sprachen werden in meiner eigenen Familie gesprochen. So dringt ununterbrochen der Mischmasch dieser Klänge an mein Ohr. Es gibt hier wenige Männer, Frauen und Kinder, die nicht den gleichen Wortschatz in etwa fünf oder sechs Sprachen haben.«



Einst war die Grande rue de Pera (heute: Istiklal caddesi) die Lebensader des kosmopolitischen Istanbul.

Das Osmanische Reich war ein Vielvölkerstaat und Istanbul sein kosmopolitisches Zentrum – im Stadtteil Pera (heute Beyoğlu) jedoch war das Sprachengewirr perfekt. Kaufleute aus Genua hatten das Viertel im 13. Jahrhundert als Handelsstützpunkt angelegt. Sie blieben auch nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453). Im Lauf der Zeit gesellten sich immer mehr Griechen, Armenier, Franzosen, Venezianer, Juden, Araber, Kurden und Türken zu ihnen. Hier präsentierte sich der multiethnische Charakter des Imperiums am augenscheinlichsten.

Und hier entwickelte sich auch die typisch osmanische Alltagskultur: ein buntes Gemisch aus den Eigenheiten der vielen Völker des Landes. Das macht sich bis heute ebenso in der türkischen Küche bemerkbar, die eine Kombination aus arabischen, persischen, griechischen, armenischen und eben türkischen Traditionen ist, wie in der klassischen osmanischen Musik oder in der Literatur eines Orhan Pamuk.

Mitte des 20. Jahrhunderts, als nationalistische Tendenzen in der Türkei immer stärker wurden, fand all das ein tragisches Ende. Im September 1955 überfiel ein aufgebrachter Mob das Viertel. Grund dafür war ein Bombenanschlag auf das Geburtshaus Atatürks im griechischen Thessaloniki – inzwischen weiß man, dass dafür ein türkischer Geheimagent verantwortlich war. Die Übergriffe waren kein Ausdruck spontaner Empörung, sondern sorgfältig geplant: Viele der Schläger waren von außerhalb der Stadt herangekarrt worden. Fast 8000 Wohnungen und Geschäfte wurden an diesem Tag geplündert, dutzende Kirchen und Schulen verwüstet, Friedhöfe geschändet, Frauen vergewaltigt. 30 Menschen starben.

Erst Mitte der 1990er Jahre begann sich Beyoğlu, das alte Pera, wieder zu erholen, aber nur noch wenige Griechen und Armenier leben hier.

ihm auch frühe türkische und mongolische Stämme zusammengefunden hatten.

Der Xiongnu-Föderation folgten weitere kleine Fürstentümer und Zusammenschlüsse, die ebenfalls aus chinesischen und teilweise auch persischen Quellen bekannt sind. Im 4. Jahrhundert n. Chr. entstand mit den Juan-Juan (chinesisch: wimmelndes Gewürm) ein neuer Verbund. Es traten andere Völker auf: etwa die Hephtaliten (weiße Hunnen) und schließlich jene Hunnen, die bis Europa vordrangen und im 5. Jahrhundert unter ihrem Anführer Attila den Kontinent zum Erzitern brachten (siehe epoc 4/2008, S. 50). All diese aus chinesischer Sicht »barbarischen« Reiterhorden hatten einiges gemeinsam: So fielen sie immer wieder aus den weiten Steppen Zentralasiens in China und Persien – im Fall der Hunnen sogar in Europa – ein. Darüber hinaus waren sie keine homogenen Völker, sondern meist Föderationen mehrerer Stämme und Völkerschaften. Stets handelte es sich bei ihnen um den Zusammenschluss kriegerischer Reiternomaden, die ihren Gegnern oft im Kampf überlegen waren, jedoch keine zentralstaatliche Organisation kannten. Sie lebten in Zelten und zogen mit ihrem Vieh von einem fruchtbaren Tal ins nächste. Zwischendurch, wenn der Hunger sie plagte, andere Stämme sie verdrängten oder einfach nur der Reichtum eines Nachbarn Begehrlichkeiten weckte, gingen sie auf Raubzug.

Erst um die Mitte des 6. Jahrhunderts erwähnen Chroniken der chinesischen Tang-Dynastie ein Volk namens Tu-Küe. Zu dieser Zeit gründete der Stamm der Köktürken (türkisch: Kök, Gök: Blau oder Himmel) unter seinem Anführer Bumin ein Reich, ein Khanat, in Mittelasien, das sich zeitweise vom Kaspischen Meer im Westen bis in die Mandschurei im Osten erstreckte. Die Bedeutung dieser Landstriche liegt auf der Hand: Die Köktürken brachten durch diese Ausdehnung weite Teile der Seidenstraße unter ihre Kontrolle und beherrschten damit eine der bedeutendsten Handelsrouten ihrer Zeit. Zwar war auch dieses Reich im Grunde eher eine Konföderation, doch nun immerhin unter der Dominanz eines Stamms – der türkischen Oghusen. Und es gab erstmals eine einheitliche türkische Staatssprache und Schrift.

Der Westen des Khanats geriet schon bald unter den kulturellen Einfluss des persischen Sassanidenreichs und anderer benachbarter Völker. Großteils behielten die Köktürken zwar ihren traditionellen schamanischen Glauben bei, übernahmen aber auch andere Religionen wie den Manichäismus oder den Buddhismus, die sich mit Händlern, Pilgern und Predigern entlang der Seidenstraße ausbreiteten (siehe Kasten S. 17).

Zu dieser Zeit geschah weit entfernt Weltbewegendes, das Jahrhunderte später großen Einfluss auf die Entwicklung der türkischen Völker haben sollte: Auf der arabischen Halbinsel behauptete um 610 n. Chr. ein Kaufmann, ihm sei ein Engel Gottes erschienen und habe ihm die letzten Wahrheiten offenbart. Nach anfänglichen Rückschlägen konnte Mohammed noch zu Lebzeiten die Völker Arabiens vereinen – bei seinem Tod 632 folgten die Stämme seiner Heimat bereits geschlossen dem Banner des Propheten. Und keine 20 Jahre später hatten die Wüstenkrieger das gewaltige Sassanidenreich im Iran niedergerungen und den Islam bis an die Grenzen des türkischen Siedlungsgebiets getragen.

ALLMÄHLICHE ISLAMISIERUNG

Die Köktürken blieben von diesen Entwicklungen vorerst unbeeindruckt – und mit ihnen auch all die anderen Turkvölker von den Awaren in der Pannonischen Tiefebene (Ungarn), über die Bulgaren am Schwarzen Meer bis hin zu den Chasaren im Kaukasus und den Uiguren, die damals noch auf dem Gebiet der heutigen Mongolei lebten. Erst im 10. Jahrhundert begannen nach und nach auch die türkischen Stämme den neuen Glauben

anzunehmen. (Eine Ausnahme bildeten die Chasaren, die im 8. Jahrhundert zum jüdischen Glauben übertraten; siehe Kasten S. 17) Zu dieser Zeit, als eine Reihe von türkischen Stämmen die Religion Mohammeds zu ihrer eigenen machte, war die Macht des Kalifen in Bagdad bereits im Schwinden. Verschiedene persische Dynastien schufen sich ihre eigenen Reiche. Die Herrscherhäuser der Samaniden, Bujiden und Ghaznawiden lösten einander ab – Sebüktegin, der Begründer des letzten Geschlechts, war ursprünglich ein türkischer Krieger in persischen Diensten. Doch diese Türken hatten nur noch wenig mit ihren nomadisierenden Vettern in Zentralasien gemein: An ihrem Hof in Ghazna im heutigen Afghanistan wurde persische Literatur und Kultur geschätzt. Selbst das persische Nationalepos »Schahnameh« (Königsbuch) des Dichters Firdowsi (um 940–1020) entstand im Reich der Ghaznawiden.

Die Muslime befanden sich in jener Zeit beinahe ununterbrochen im Kriegszustand mit Byzanz. Und die benachbarten Türken waren seit jeher für ihre Kampfkraft so berühmt wie berüchtigt. So lag es nahe, dass beide Konfliktparteien auf türkische Militärhilfe zählten. Die Byzantiner sicherten sich

Mit Händlern erreichten neue Religionen das Siedlungsgebiet der Türken an der Seidenstraße

Eine Fotografie aus dem Jahr 1885 bedient das Klischee vom sorglosen und gelassenen Orientalen. Dabei krachte es zu dieser Zeit an allen Ecken und Enden des Osmanischen Reichs.



Die Familie der Turksprachen

Bis zu 160 Millionen Menschen sprechen eine der etwa 40 verschiedenen Turksprachen. Vom Balkan über die Türkei, Aserbaidshan, Usbekistan und Kasachstan bis hin zur westchinesischen Provinz Xinkiang und nach Nordsibirien – wohin türkische Stämme in den letzten Jahrhunderten auch wanderten, sie nahmen ihre Sprache immer mit. Bis heute sind die Idiome so eng miteinander verwandt, dass etwa ein Istanbuler ohne weitere Mühe usbekisch oder kirgisisch verstehen kann. Einzig die sibirischen Sprachen und Tschuwaschisch, das im europäischen Teil Russlands von etwa 1,8 Millionen Menschen gesprochen wird, haben sich weiter von der Sprachfamilie entfernt. Die meistverbreiteten Turksprachen sind Türkisch, Aserbaidshanisch, Usbekisch, Kasachisch, Uigurisch, Turkmenisch und Kirgisisch.



Karte der türkischen Welt aus dem »Diwan der türkischen Dialekte« des Gelehrten Mahmud al-Kaschgari aus dem 11. Jahrhundert

Gerade erst muslimisch geworden, führten die Seldschuken den Kampf gegen das christliche Byzanz an

zeitweise die Unterstützung der Chasaren – um die guten Beziehungen zu festigen, verheiratete Kaiser Leo III. (um 680–741) sogar seinen Sohn, den späteren Herrscher Konstantin V. Kopronymos (718–775), mit einer chasarischen Prinzessin. Auf der anderen Seite rekrutierten Dynastien der islamischen Welt aus jenen türkischen Stämmen, die bereits den Glauben Mohammeds angenommen hatten, tüchtige Reitersoldaten – zuweilen auch zwangsweise als Militärsklaven. Diese machten sich unverzichtbar und gewannen wie die Ghaznawiden immer mehr an Einfluss. Es gab auch in Zentralasien bereits islamisierte türkische Fürstentümer – etwa die Karachaniden, die zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert ein Reich an der Nordgrenze des Irans beherrschten.

Doch ein anderes Herrschergeschlecht sollte weit größere historische Bedeutung erlangen: die

Seldschuken. Erst kurz vor der Jahrtausendwende hatten sie sich zum Islam bekehrt – und unmittelbar darauf begann unter dem Fürsten Tughrul Bey (um 990–1063), einem Enkel des Stammvaters Seldschuk, ihr Vormarsch auf persisches Gebiet. Dieser Stamm kam jedoch anders als die Reiterhorden vergangener Jahrhunderte nicht zum Plündern und Brandschatzen, sondern um zu bleiben. Als Nachbarn des Iran hatten sie in der Vergangenheit die Annehmlichkeiten des persischen Lebens zu schätzen gelernt und zogen es dem beschwerlichen Dasein als Steppennomaden entschieden vor. Innerhalb weniger Jahrzehnte unterwarfen sie ganz Persien und eroberten schließlich 1055 auch Bagdad, die Residenzstadt des Kalifen und politisches wie kulturelles Zentrum der Muslime. Die nächsten zwei Jahrhunderte sollte die türkische Dynastie der Seldschuken die zentralen Gebiete der islamischen Welt im Osten beherrschen.

ANKUNFT IN KLEINASIEN

Zugleich übernahmen es nun die seldschukischen Machthaber, den Krieg gegen Byzanz voranzutreiben und drangen allmählich immer weiter nach Anatolien vor. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts besetzten also Türken jenes Gebiet, in dem heute die Türkei liegt. Über Jahrzehnte machten diese Rum-Seldschuken (*Rum* nach Rom als Ausdruck der christlichen Reiche) Byzanz das Leben schwer. Doch bald schon schwächelte ihre Herrschaft auf Grund innerer Wirren. Das begünstigte 1096 während des Ersten Kreuzzugs die Eroberung Jerusalems durch christliche Heere. Und nur ein halbes Jahrhundert später – während des Zweiten Kreuzzugs (1147–1149) – war das seldschukische Gebiet in dutzende kleinere und größere Fürstentümer zerfallen, so genannte Beylik. Das machte es den Mongolen als nachfolgenden Eroberern leicht, ihr Reich innerhalb weniger Jahre über die meisten Länder in Zentral- und Ostasien, im Nahen Osten und Anatolien, ja sogar bis nach Osteuropa auf der einen sowie nach Korea auf der anderen Seite auszudehnen. Auch unter den Reitern Dschingis Khans (um 1162–1227) waren viele Türken. Diese wiederum vermischten sich in der folgenden Zeit mit den bereits in den eroberten Gebieten ansässigen Türken. Als nach dem Tod des großen Khans das mongolische Herrschaftsgebiet in vier Teilreiche zerfiel, die sich nur 20 Jahre später in Bruderkriegen auflösten, kam wieder die Zeit der Beylik, die einander in Anatolien Konkurrenz machten und zugleich weiterhin im Clinch mit dem christlichen Byzanz lagen.

Eines der Fürstengeschlechter sollte sich zum erfolgreichsten der türkischen Geschichte aufschwingen: die Osmanen. Sie herrschten bereits

um die Mitte des 15. Jahrhunderts über weite Teile Anatoliens und des Balkans – der Drang nach Westen war ungebrochen. Das einst so ruhmreiche Byzantinische Reich aber war zu diesem Zeitpunkt auf Konstantinopel und Umgebung zurückgedrängt, seine Herrscher hatten türkischen Fürsten Tribut zu zollen, und mehrmals konnte nur mit Mühe und Not die Eroberung der Stadt abgewehrt werden – die Zeit der christlichen Herrschaft im Osten neigte sich ihrem Ende zu.

Ein Fanal für die gesamte Christenheit war denn auch die Eroberung Konstantinopels 1453 durch die Osmanen unter Mehmed II. (1432–1481), genannt Fatih, der Eroberer. Sultan Selim I. (1470–1520), genannt Yavuz, der Verwegene, konzentrierte sich auf Feldzüge im Orient, besiegte die Safawiden in Persien und verleibte sowohl Ägypten dem Imperium ein als auch die den Muslimen heiligen Städte auf der Arabischen Halbinsel, Mekka und Medina. Zudem sicherte er dem osmanischen Sultan den Kalifentitel. Als Nachfolger des Propheten waren die türkischen Herrscher nunmehr die Oberhäupter der islamischen Welt. Die Dynastie behielt den Titel bis in das Jahr 1924 (siehe epoc 4/2008, S. 68).

Unter Selims Nachfolger Süleyman I., dem Prächtigen (um 1495–1566), erreichten die politisch-militärische Macht sowie die kulturelle Blüte des Osmanenreichs ihren frühen Höhepunkt. Nahezu unablässig auf Kriegszügen, gelang es dem Sultan, sein Imperium in alle Richtungen zu vergrößern. Im Osten wies er die Perser in die Schranken, im Westen drängten seine Truppen Ende September 1529 bis vor die Tore Wiens. Allerdings eher zufällig als gewollt: Die Eroberung des Balkans und Ungarns war so glatt gegangen, dass der Herrscher den Schwung nutzte und bis zu der von den Türken »goldener Apfel« genannten Stadt vordrang. Nach nur 19 Tagen zogen die Belagerer wieder ab – auf den frühen Wintereinbruch waren sie nicht vorbereitet gewesen.

AUFSTIEG ZUR WELTMACHT

Dank dieser drei Herrscher war das Imperium innerhalb von nicht einmal 100 Jahren die Supermacht der islamischen Welt geworden und hatte sich zugleich im Wettstreit mit den abendländischen Mächten etabliert. Doch so sehr die Türken ihre Außenpolitik mit militärischer Gewalt und Drohung betrieben, im Inneren stabilisierten und ordneten sie das Reich mit Weitblick. Selims Vater Bayezid II. (1447–1512) etwa lud 1492 die aus ihrer Heimat vertriebenen Juden der Iberischen Halbinsel ein, sich in seinem Herrschaftsgebiet niederzulassen – und holte damit abendländisches Wissen und europäische Kultur ins Land. Überhaupt

Die Religionen der Türken

Im Europa unserer Tage stehen Türken beinahe schon als Synonym für Muslime, dabei hat das zentralasiatische Volk die nahöstliche Religion erst relativ spät angenommen. Den ursprünglichen schamanischen Glauben an einen Himmels Gott (Tengri), den Türken mit den Mongolen teilten, haben nur wenige bis heute beibehalten. Doch schon lange vor der Islamisierung wandten sich die Reiternomaden anderen Religionen zu – dem Buddhismus etwa oder dem von Christentum und mosaischem Glauben beeinflussten Manichäismus.

Einen anderen Weg gingen die Chasaren am Kaspischen Meer. Angesichts der Bedrohung durch das christliche Byzanz und die islamischen Araber an ihren Grenzen bekannten sich gegen Ende des 8. Jahrhunderts ihr Fürst (Khan) und die Staatselite zum Judentum. Vor diesem Hintergrund wurde viel über den Anteil der Chasaren an der Entstehung des aschkenasischen (osteuropäischen) Judentums spekuliert; Beweise für eine besondere Bedeutung gibt es aber nicht.

Sultan Mehmed II. (1432–1481), genannt der Eroberer, unterstrich 1453 mit der Einnahme Konstantinopels den Großmachtanspruch des Osmanischen Reichs.



Das Osmanische Reich

von seinen Anfängen bis zur größten Ausdehnung



Zweimal standen die osmanischen Heere vor Wien. Beide Male mussten sie sich geschlagen geben – 1529 dem frühen Wintereinbruch, 1683 einem christlichen Entsatzheer. (Im Bild eine türkische Darstellung der Stadt aus dem 17. Jahrhundert.)



○ Stadt



Osmanisches Kernland um 1300

Erwerbungen:



1300–1359



1359–1451



1451–1481



1512–1520 (Mehmed II.)



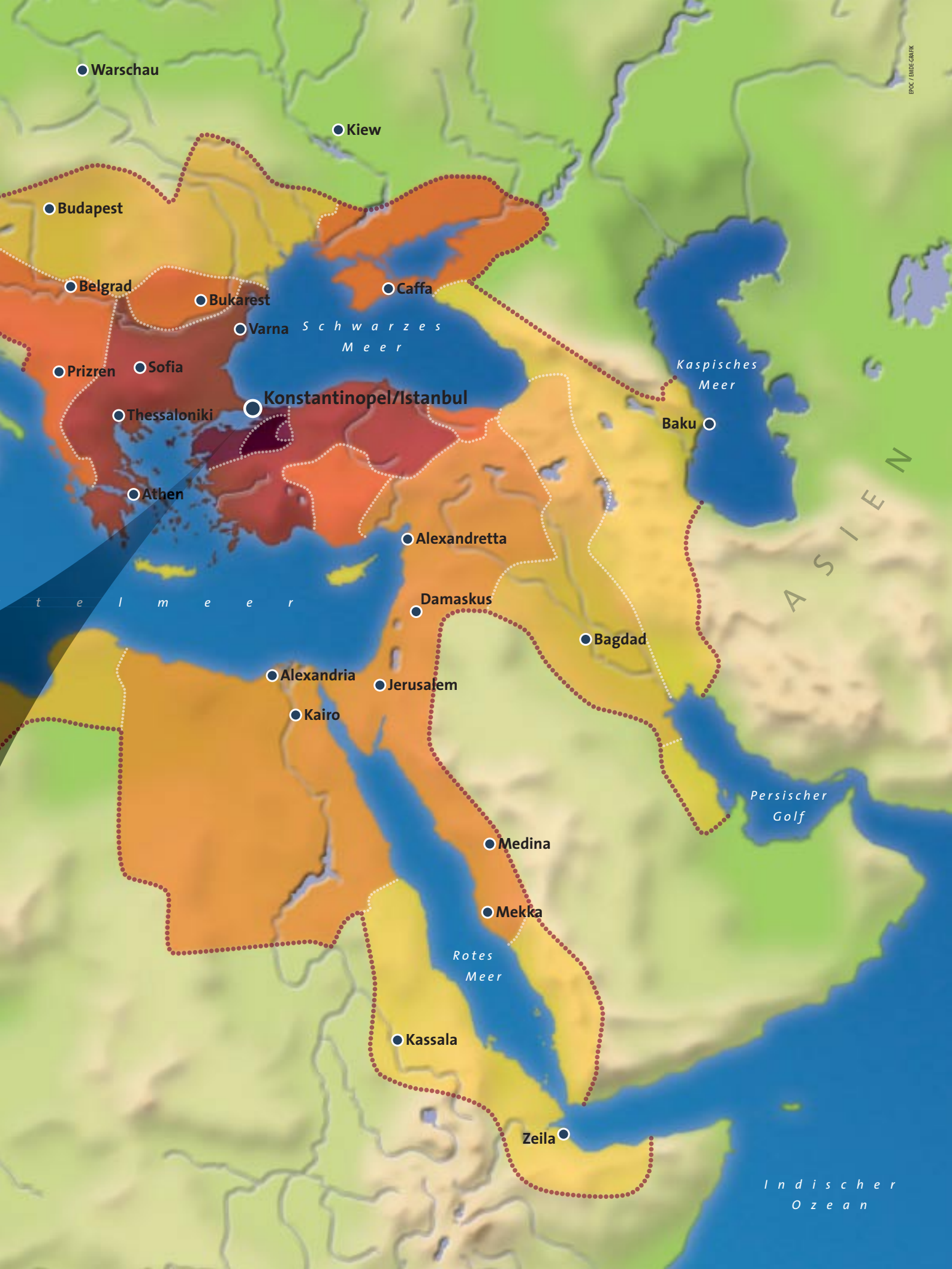
1520–1566 (Selim I.)



1566–1683 (Süleyman der Prächtige)



Im Jahr 1453 versetzte die Eroberung Konstantinopels durch die Türken unter Sultan Mehmed II. (hier ein Holzschnitt nach Gustave Doré) die gesamte Christenheit in Aufruhr. Dabei hatte Byzanz schon lange davor seine Bedeutung für das Abendland verloren.



Warschau

Kiew

Budapest

Belgrad

Bukarest

Caffa

Varna
Schwarzes Meer

Prizren

Sofia

Thessaloniki

Konstantinopel/Istanbul

Athen

Baku

Kaspisches Meer

Alexandretta

Damaskus

Bagdad

Alexandria

Jerusalem

Kairo

Persischer Golf

Medina

Mekka

Rotes Meer

Kassala

Zeila

Indischer Ozean

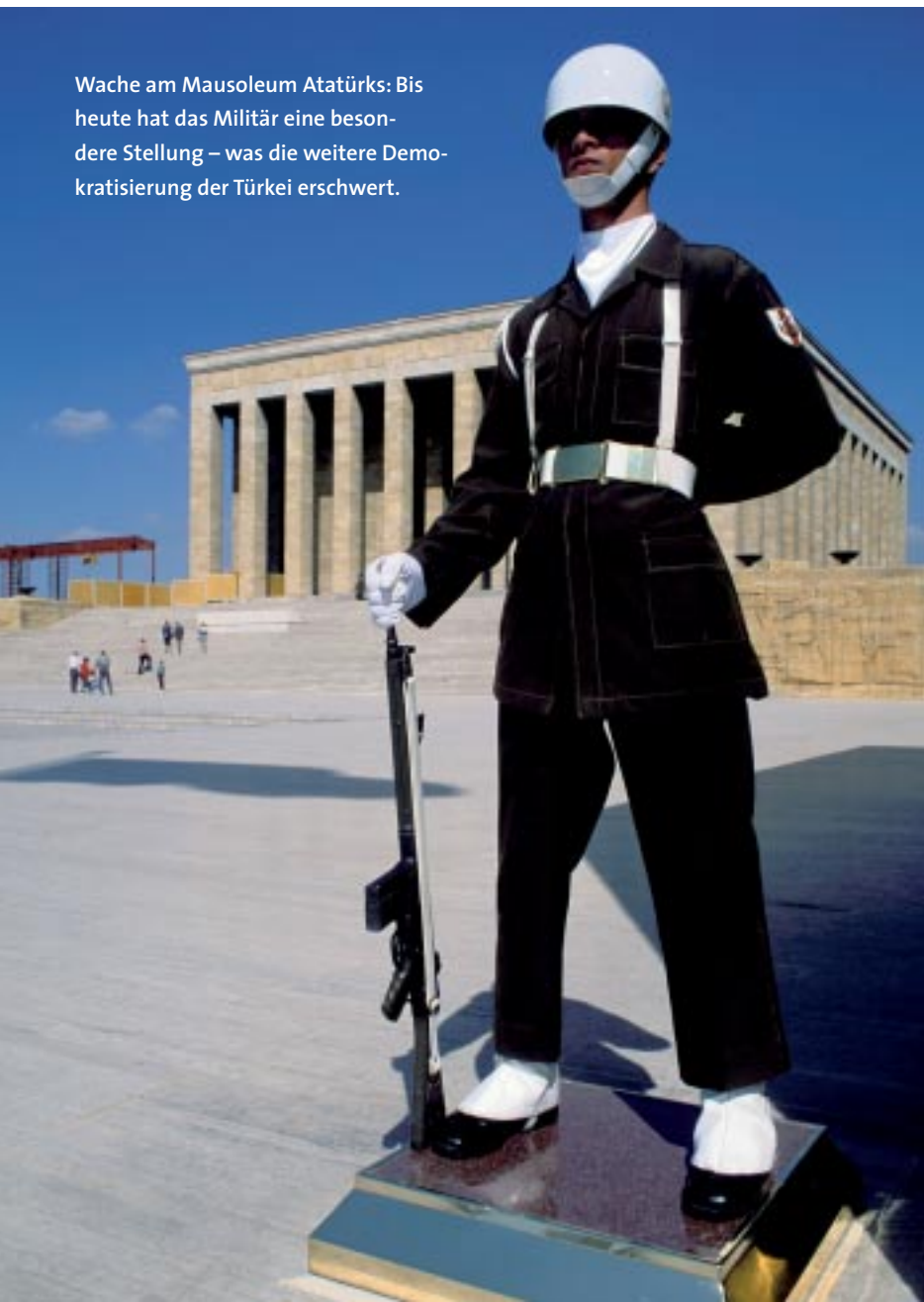
ASIEN

te l m e e r

Ergenekon

Als im 8. Jahrhundert das Reich der Köktürken zusammenbricht, so die Legende, fliehen die Überlebenden in ein fruchtbares, von einem Bergmassiv umgebenes Tal namens Ergenekon. Um ihren Verfolgern – Chinesen und anderen feindlich gesinnten Nachbarn – dauerhaft zu entkommen, versperren die Flüchtenden den einzigen Zugang zu ihrer Zufluchtsstätte mit dem Eisen ihrer eingeschmolzenen Waffen. Erst Generationen später verlassen die Urtürken das Tal wieder – den Weg aus dem unübersichtlichen Gebirge weist ihnen dabei eine Wölfin. Folgerichtig sind das Tal und Wölfe beliebte Chiffren des türkischen Nationalismus. Doch die Legende fand auch Eingang in die Tagespolitik: Die versammelten Regierungschefs der Türkei sowie der ehemals sowjetischen Turkrepubliken schlugen 2005 bei einem Treffen in der kasachischen Hauptstadt Almaty symbolisch mit dem Hammer auf eine Eisenplatte – als Zeichen ihrer Verbundenheit.

Wache am Mausoleum Atatürks: Bis heute hat das Militär eine besondere Stellung – was die weitere Demokratisierung der Türkei erschwert.



AGC BERLIN

zeigten sich die Osmanen in religiösen Belangen weitaus toleranter als die zeitgenössischen Machthaber in Europa. Christen und Juden konnten ungehindert ihren Religionen nachgehen und zu meist unbedrängt nach ihrer Fassung leben – lediglich von hohen Staatsämtern blieben sie bis 1856 ausgeschlossen.

Die muslimische Geschichtsschreibung nennt Süleyman I. Kanunî den Gesetzgeber, da er Rechtsnormen zur Ergänzung des islamischen Rechts, der Scharia, entwickeln ließ. Unter seiner Herrschaft nahm das Reich erste dauerhafte diplomatische Beziehungen zu europäischen Mächten auf. Auch die Baukunst erreichte mit den Arbeiten des Architekten (Mimar) Sinan (1489–1588), der in seinem langen Leben an die 500 Bauwerke in Asien und Europa errichtete, ihren Höhepunkt. Als Süleyman im Jahr 1566 starb, war das Osmanische Reich mächtig, geordnet und selbst von den christlichen Staaten als gleichwertiges Gegenüber anerkannt. Doch bald schon setzte der Niedergang ein, obgleich es noch Jahrhunderte dauern sollte, bis die Osmanen tatsächlich am Ende waren.

Ein einschneidendes Ereignis auf diesem Weg war der zweite Vorstoß nach Wien. Diesmal, im Jahr 1683, war der Angriff von langer Hand geplant, diesmal sollte die Hauptstadt des Habsburgerreichs fallen und der Weg nach Mitteleuropa frei werden. Doch erneut war dem Vorhaben kein Erfolg beschieden – nach zweimonatiger Belagerung mussten sich die Türken den Truppen einer christlichen Allianz unter der Führung des polnischen Königs Jan III. Sobieski (1629–1696) geschlagen geben. Ab diesem Wendepunkt in der osmanischen Geschichte (siehe epoc 1/2008, S. 70) schlug sich das Reich mehr schlecht als recht gegen die vorrückenden christlichen Mächte – allen voran Österreich und Russland. Stück um Stück fielen Provinzen ab: erst Teile Ungarns und des Balkans (1699), schon bald darauf die Krim (1736).

Im 19. Jahrhundert begann das osmanische Imperium an allen Ecken und Enden zu bröckeln. Auf dem Balkan machten die Griechen mit ihrem von ganz Europa unterstützten Freiheitskampf den Anfang und wurden 1830 in die Unabhängigkeit entlassen. Doch auch manche muslimische Glaubensbrüder wollten sich nicht länger gängeln lassen: Ägyptens Statthalter Muhammad Ali Pascha (1769–1849) konnte ein gewisses Maß an Unabhängigkeit vom Sultan durchsetzen und schickte sich sogar an, Syrien und Palästina seinem Herrschaftsgebiet einzuverleiben. Einzig der Intervention mehrerer westlicher Mächte war es zu verdanken, dass sich der Ägypter wieder zurückziehen musste. Der »kranke Mann am Bosphorus«, wie der Sultan zu jener Zeit abfällig genannt wurde,

war am Ende seiner Kräfte. Da nutzten auch halberzige Reformen nichts mehr – das Reich war zum Spielball strategischer Überlegungen der imperialistischen Staaten Europas geworden.

Die Elite des Landes, Intellektuelle und teilweise im Ausland ausgebildete Offiziere, hatte über Jahrzehnte beobachten können, wie das multi-kulturelle und multiethnische Osmanische Reich an den Nationalbewegungen in seinen Provinzen nach und nach zerbrach. So entstanden während des 19. Jahrhunderts, als Gegenbewegung zu den zentrifugalen Kräften an den Rändern des Imperiums, in seinem Zentrum Istanbul nationalistische Bestrebungen – fast zeitgleich mit dem Erwachen eines türkischen Nationalgefühls bei den Tataren im Zarenreich. Gegen Ende des Jahrhunderts schlug die Stunde des Pantürkismus und Turanismus. In der persischen Mythologie bezeichnete Turan jenes Gebiet im Norden des Iran, in welchem die Reiterkrieger lebten. Und wie es so ist mit Mythologien, standen die Begriffe nicht für Regionen allein. Turan und Iran waren auch zwei gegensätzliche Lebensentwürfe – die nomadischen Hirten auf der türkischen Seite, sesshafte Bauern auf persischer. Das Muster kennt man aus der Bibel: Dort sind es Kain und Abel, die miteinander konkurrieren.

ZUSAMMENBRUCH UND FREIHEITSKAMPF

Anfang des 20. Jahrhunderts beherrschten chauvinistische Ideen einen Großteil der Beamtenschaft wie des Offizierskorps. 1908 übernahmen die so genannten Jungtürken, eine Gruppe von nationalistischen Militärs und Intellektuellen, mit einem Staatsstreich faktisch die Macht. Der Sultan blieb zwar in Amt und Würden, war aber in seinem Handeln auf Repräsentationsaufgaben reduziert. Die Führungsclique um die Generäle Enver Pascha (1881–1922) und Talat Pascha (1872–1921) war es auch, die das verhängnisvolle Abenteuer der Teilnahme am Ersten Weltkrieg an der Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns einging. Und ebenfalls Teil ihrer extrem nationalistischen Politik war die Idee zur Deportation der Armenier aus den ostanatolischen Provinzen im April 1915 – sie mündete in der Ermordung von bis zu 1,5 Millionen Menschen (siehe Kasten S. 22).

Der Krieg ging verloren und mit ihm ein Großteil des riesigen Reichs. Den unterlegenen Osmanen blieb als Rest lediglich Kleinasien. Im Vertrag von Sèvres vom August 1920 machten die Siegermächte den Türken auch noch Anatolien streitig: Das Land sollte zerstückelt werden. Briten, Franzosen, Griechen, Italiener und Armenier – jeder wollte einen Teil vom Kuchen. Der Westen ging an Griechenland, der Süden an Italien, der Südosten



Glühender Freiheitskämpfer, radikaler Reformer, unduldsamer Alleinherrscher – Mustafa Kemal Atatürk (Foto von 1923) wurde nach seinem Tod im Jahr 1938 quasi zum säkularen Heiland idealisiert.

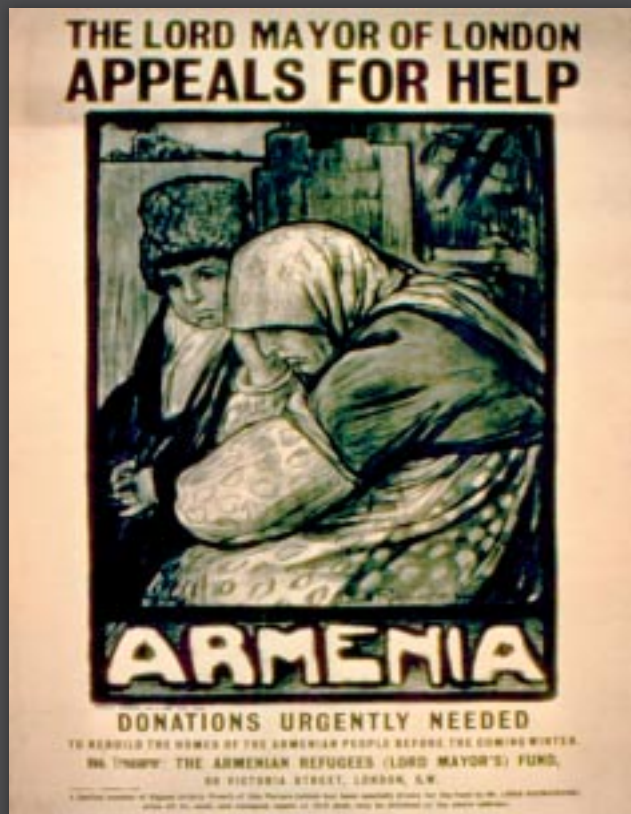
an Frankreich. An der Grenze zum Kaukasus und zur eben erst gegründeten Sowjetunion entstand ein eigenständiger armenischer Staat. Den Kurden im Osten sollte vorerst Autonomie gewährt werden – mit der Option auf spätere Selbstständigkeit. Der Sultan willigte ein und besiegelte damit das eigene Ende. Denn mittlerweile organisierte ein General, der sich im Weltkrieg bewährt hatte, den Widerstand gegen die Besatzungsmächte. Mustafa Kemal Pascha (1881–1938; 1934 mit dem Ehrennamen Atatürk, Vater der Türken, ausgezeichnet) gelang es, die Reste der geschlagenen Armee sowie das Volk zu mobilisieren und der Türkei in einer beispiellosen Erhebung das Schicksal einer Kolonie zu ersparen.

Drei Jahre dauerte der Freiheitskampf gegen die Besatzer. Im Vertrag von Lausanne wurde 1923 die Unabhängigkeit der Türkei bestätigt. Im selben Jahr proklamierte die Regierung in der neuen Hauptstadt Ankara das Ende des Sultanats und die Gründung einer Republik. An der Spitze des jungen Staats stand Mustafa Kemal, der sich diktatorisch an die Umsetzung seiner radikalen Reformideen machte. Innerhalb weniger Jahre sollte aus den Resten des untergegangenen und als rückständig betrachteten osmanischen Gemeinwesens ein moderner Staat nach westlichem Muster entstehen. In kürzester Zeit wollte der General und Revolutionär jahrhundertealte Traditionen über Bord werfen, die Türkei vom Osten lösen und an

*Briten,
Franzosen,
Griechen,
Italiener und
Armenier –
jeder wollte
einen Teil
vom Kuchen*

Der Völkermord an den Armeniern

Mit keinem anderen Kapitel ihrer Geschichte tut sich die Türkei schwerer als mit den Ereignissen des Jahres 1915. Während früher jegliches Verbrechen geleugnet wurde, scheint es sich heute manchmal nur noch um Begrifflichkeiten zu handeln: Die meisten Staaten bezeichnen die Ermordung von hunderttausenden Armeniern als Völkermord, für die Türkei war es ein »Massaker«. Freilich geht es dennoch um mehr als lediglich Begriffe.



Mit diesem Plakat forderte 1915 der Oberbürgermeister von London seine Mitbürger auf, für Armenien zu spenden.

Im Frühjahr hatte die jungtürkische Regierung beschlossen, die Armenier im Osten des Landes nach Syrien zu deportieren – nicht zuletzt, weil armenische Freischärler auf Seiten des Kriegsgegners Russland kämpften. Übergriffe von beiden Seiten hatte es schon zuvor gegeben, nun aber wollten die Jungtürken mit der »Deportation« das Minderheitenproblem von Grund auf lösen. Das war ein Kodewort – tatsächlich geplant war, dass so wenige der Vertriebenen wie möglich das Ziel erreichen sollten. Von den zweieinhalb Millionen Armeniern, die damals in den Grenzen des Osmanischen Reichs lebten, verloren bis zu zwei Drittel auf dem Todesmarsch gegen Süden ihr Leben – verhungerten, fielen Seuchen zum Opfer oder wurden niedergemetzelt. Gesicherte Zahlen fehlen bis heute: Die Schätzungen schwanken zwischen 600 000 und 1,5 Millionen Toten.

Die Weigerung des modernen türkischen Staats, den historischen Tatsachen ins Auge zu blicken, erweist sich als eine schwere Hypothek für die Gegenwart und Zukunft des Landes. Sogar heute noch, fast 100 Jahre nach dem Verbrechen, gilt: Wer, wie der Literaturnobelpreisträger Orhan Pamuk, den Völkermord als solchen benennt, riskiert, wegen »Verunglimpfung des Türkentums« vor Gericht zitiert zu werden.

den Westen anbinden. Es gelang – teilweise jedenfalls. Die Modernisierung der Gesellschaft und des Staats betraf nahezu alle Lebensbereiche. Männern wurde es verboten, den Fes, die traditionellen Kopfbedeckung, zu tragen, Frauen durften sich nicht mehr verschleiern. Die religiösen Orden der Derwische ließ Atatürk ebenso auflösen wie alle geistlichen Gerichtshöfe. Ein Zivilrecht nach Schweizer Vorbild ersetzte die Scharia, das lateinischen Alphabet die arabische Schrift.

VON FEINDEN UMRINGT

An die Stelle der Gemeinschaft der Gläubigen, der einst der Sultan in seiner Funktion als Kalif vorstand, trat die türkische Nation; sie wurde als Leitbild etabliert, das auch für die im Land verbliebenen Minderheiten wie etwa Armenier und Kurden gelten sollte. Und doch hatte sich der Nationalist Mustafa Kemal von den pantürkischen Träumen seiner Vorgänger gelöst – wie auch der türkische Nationalismus unserer Tage auf die Erhaltung der eigenen Grenzen und nicht auf Expansion zielt. Während etwa der ehemalige Jungtürke Enver Pascha in Tadschikistan für ein großtürkisches Reich kämpfte und fiel, widmete Mustafa Kemal all seine Anstrengungen der Stabilisierung und Entwicklung Anatoliens. Aber eben eines explizit türkischen Anatoliens – andere Volksgruppen wurden unterdrückt, ignoriert oder schlicht verleugnet. Über Jahrzehnte behauptete die offizielle Türkei etwa, es gäbe keine kurdische Minderheit im Land, allenfalls »Bergtürken«.

Der übersteigerte Nationalismus hatte seine Wurzeln einerseits im Gedenken daran, dass das Osmanische Reich an den Eigenständigkeitsbestrebungen seiner Minderheiten zerbrochen war, andererseits waren der Vertrag von Sèvres und die Absicht, das Land zu zerstückeln, noch in allzu guter Erinnerung. Atatürks Republik wurde mit einem Trauma gegründet: der Furcht vor Teilung. Diese Angst beherrscht den Staat bis heute. Anders ist etwa der brutale Krieg gegen kurdische Separatisten nicht zu erklären.

Nationalisten sehen die Türkei auch heute noch von Feinden umringt und innen dem zersetzenden Treiben von Separatisten preisgegeben. Verlässlich bleibt in diesem Weltbild einzig das Militär als Bewahrer der kemalistischen Ideale sowie der nationalen Einheit. Wer da Minderheitenrechte fordert oder den Völkermord an den Armeniern anspricht, sieht sich schnell dem Vorwurf des Verrats ausgesetzt. Etliche mussten dafür ihr Leben lassen – der Journalist Hrant Dink war einer von vielen. ~

Hakan Baykal ist Redakteur bei epoc.